

Weil, Bäume blicken nicht zurück

Wolfsburg ist grün. Ausnehmend sogar, ein Blick auf die Stadtkarte oder eine Fahrradtour die Vororte entlang zeigt die chlorophylle Grundfarbe wohin das Auge oder die Ausdauer reicht. Auch die Burg Neuhaus ist umgeben von Natur, allein der Blick aus dem Küchenfenster meiner Wohnung offenbart einen See samt anschließender Parkanlage. Spaziergänge in der Natur halten Geist und Körper aufrecht, wusste schon Heidegger und ließ es sich nicht nehmen, einen verklärt rührseligen Text über den Feldweg, natürlich an sich (wie sollt es/ er auch anders *sein*), zu verfassen.

„Aber der Zuspruch des Feldweges spricht nur so lange, als Menschen sind, die, in seiner Luft geboren, ihn hören können. [...] Die Gefahr bleibt, dass die Heutigen schwerhörig für seine Sprache bleiben. Ihnen fällt nur noch der Lärm der Apparate, die sie fast für die Stimme Gottes halten, ins Ohr. So wird der Mensch zerstreut und weglos.“

So beschließe ich, Martins Mantra und Mahnung im Ohr, zu Maeckes eine letzte Wegzigarette zu drehen, nach „Hier ist das Niemandsland, hier ist niemand daheim, wie’s scheint, herrscht hier Zufriedenheit, anonym und du kannst alles haben, inklusive dem Gefühl alles verpasst zu haben“ den Laptopdeckel zuzuklappen und mit Heidegger d’accord und los zu gehen.

Man braucht einen Stock, um sich auf einen längeren Weg zu begeben. Der vierte scheint perfekt, in der Länge genau richtig auf Hüfthöhe, robust, aber doch im Schritt leicht biegsam. Das erste Hindernis der Wanderung: eine etwa fünfzehn schnäblige Gruppe Gänse, die sich mir in den Weg stellt. Komme ich auf fünf Meter heran, herrscht großer Aufruhr aus geplöckten Kehlen und aufgestellten Flügeln. Ich überlege, der Natur nachzugeben, müsste dann aber nach rechts und da ist die Straße, also versuche ich nicht weiter nachzudenken, umgreife den Stock etwas fester und laufe in größtmöglichen Abstand strammen Schrittes an der Gänse-Gang vorbei, wobei ich den Aufruhr durch ein halblaut gemurmertes „so, hier, ich jetzt“ ausublenden versuche. Am Wegrand zwei schwarze Schwäne. Abseits von mir und seinen Tierkollegen, chillt das einstige philosophische Paradox unberührt des temporären Aufruhrs.

Sucht man sich einen Weg, ist es wichtig, eine Bank zu finden. Geeignet scheint die an einer Brücke gelegene, mit Blick auf den See und seitlich Richtung Felder. Auch ein Baum zum Unterstellen bei etwaigen Unwettern ist zu suchen. Sehr naheliegend bei dem Wetter der letzten Zeit, beim klingenden Sturm „Siegfried“ zum Stadtgeburtstag hat es neben der Festmeile in der City auch die Hochsprungmatte der Neuhauser Sportanlage auf das

anliegende Feld geweht. Auch das chinesische Mittagsbüffet fiel für die Verkäuferin der Tankstelle im Nachbarort ins Wasser, aber ja, zum Glück ja Büffet, und die Getränke bekam man ersetzt. Nur das eine Kind, das von einem Ast getroffen, jetzt im Koma liegt, und fast den an die Zeugen Jehovas gläubigen Eltern, die auf die Abschaltung der Maschinen beharrten, zum Opfer gefallen wäre, wäre man nicht per Gerichtsbeschluss dagegen vorgegangen. „Ja, es gibt schon Menschen, die gibt es...“ meinte die Tankstellenverkäuferin da erbst gedankenversunken, worauf ich nickte.

Ich stehe auf und verlasse See und Park. Die Ähren der Weizenfelder liegen ruhig im Abendwind, der Himmel die Farbe, wenn man die Augen schließt und in die Sonne sieht, einige verwischte Staubschlierenwolken die in einem leichten Linksdrall am Horizont verlaufen. Ich denke daran, wie ich als Kind mit Stock und Freunden durch Wälder und Felder gestreift bin, während wir uns die von den Vätern gemopsten Fishermens Friends geteilt haben, *Erwachsenensüßigkeiten*, wie wir sie nannten und immer dachten, das wäre jetzt richtig verboten. Tage endeten mit Aufkommen der untergehenden Sonne und wurden mit Handschlag und anschließendem Abendbrot mit der Familie beschlossen. Ganze Sommer wurden so verbracht, und irgendwie schien es ewig so weiterzugehen, gefühlt, beziehungsweise dachten wir nicht einmal das, weil an ein Ende dieses Verlebens nicht mal auch nur kurz gedacht wurde. Nur irgendwann, ich weiß nicht, wann, da gab es diesen einen Sommer, da wollte ich noch unbedingt etwas erledigen, unbedingt, aber dann war der Sommer vorbei und ich konnte mich nicht mehr erinnern, was es war.

Ich stehe sehr lange vor einem Baum und blicke ihn ungestraft an, ohne dass er mich zu einem Gesicht verdonnert, während ich versuche, mich daran zu erinnern, was das damals war und laufe dann so in Gedanken körperlich euphorisch ermüdet zur Wohnung zurück. Es will mir nicht einfallen. Erfreut stelle ich fest, dass sich im Kühlschrank alle Zutaten befinden, die es für ein tagbeschließendes Thai-Curry braucht. In Gedanken an den Duft von Koriander und Zitronengras fällt mir ein, wie im Herbst danach, also nach den Ferien jenes Sommers damals, mir der Geruch Christinas, meiner Banknachbarin zu dieser Zeit, auf einmal sehr markant aufgefallen ist. Ein wenig wie blaues Sportduschgel, aber weicher, irgendwie nach Zimt, mildem Schweiß und noch etwas anderem, und nach warmem Stroh ihr strawberryblondes Haar da am Hals, das sie ab da auffallend oft nach hinten geworfen hat, wenn wir uns in den Pausen zwischen den Schulstunden unterhalten haben. Es war die Zeit, in der man anfang, vor dem Spiegel zu masturbieren und darauf mit den Freunden das Fitnesscenter der Nachbarstadt aufzusuchen.

And i would walk 500 miles if there´s a Kneipenmeile

DJ Dieter legt los. Den Hits aus den 80ern unterlegt: diese übliche Geräuschkulisse belebter Plätze, die immer ein wenig an Bahnhofshallen zwischen Gleiswechseln erinnert und hier im Kaufhof mit der Zeit immer angetrunkenener wird. Man kennt hier kein Augustiner. Barfrauen sehen mich irritiert an, als ich danach frage, und ihr Blick steht ihrem ungläubig geäußertem, was das denn sei, in nichts nach. Kurze Überlegung, mich nach dem Sushi wieder gen Berlin zu orientieren, oder das „Reeperbahn“ versprechende, gegenüberliegende *The Other Place* aufzusuchen, aber ja, dann Franziskaner, wenn schon kein Augustiner, also erneut Hauptstadt. Der erste Versuch, die Männertoilette auf Anhieb zu finden, schlägt fehl, worauf mir eine freundlich blondgefärbte Kellnerin den geschlechtskorrekten Weg weist.

Ich setze mich an einen freien Tisch im Außenbereich. Der Abend ist mild und vom Tag noch aufgewärmt. Am Eingang der Kneipenmeile patrouillieren Bikergangs, ein paar Jugendliche passieren die Meile mit ihren schwarzverkleideten Suzuki Sportmodellen, bleiben aber zumindest hier im Alt-Berlin die einzigen unter 40. Ich weiß nicht, ob das *Alt-* im Namen Konzept ist, musikalisch jedenfalls herrscht hier allgemeiner Tenor zu DJ Dieters 80er Jahre Revival, „das war Musik ohne Ende damals“, fasst er sein Set zusammen, während whiskey- und zigarrentrunken Marius Westernhagens Stimme zu Hardrockriffs ertönt. Ab einem gewissen Alter hat man ja die Tendenz, die Orte zu besuchen, an denen auch unsere Elterngeneration ihre Freizeit verbringt. Manchmal ist man da allein und manchmal mit einer Freundin, und dann ist man entweder sehr betrunken oder es wird schnell sehr familiär.

Das Franziskaner kommt, am Nebentisch Geselligkeit in Reinform. Es wird auf Rücken geklopft, Kurze auf Holz, wären die Tische nicht aus Plastik gewesen und nach dem Prost mehrstimmig an die Songs von früher erinnert. Unsere Generation raucht ja entweder zu The Smiths alleine gegen Fensterscheiben, bis sie beschlagen oder bewegt sich zu elektronischem Minimal clubwärts. Da sind die Songs recht ähnlich und erinnert werden kann sich aus einem reichen Spektrum nächtlicher Begebenheiten, zumindest soweit es der Blackout hergibt. So dass selbst das Antanzen des fremden Menschen zu diesem einen Song irgendwie ins Konzept passt, und außerdem verbindet ja auch diese Angst, ihn zu verpassen, diesen Moment, der die Wirklichkeit demaskiert. Und wir suchen ihn, jede Nacht und spätmorgens im Taxi oder Nahverkehr, solange das Brennen noch nicht aufhört, weil Müdigkeit, ja lediglich der Mangel an ein bisschen Kleingeld.

DJ Dieter legt eine kleine Zeitreise hin und hüpft Seil zwischen den Jahrzehnten. Merke: Ausreichend geloopt wird auch Alligatoah von den Ü40ern mitgesungen, „Willst du mit mir Drogen nehmen, ich hab´s in einer Soap gesehen...“. Dann wieder Songs vorm Mauerfall, bis es zurück in die Zukunft geht und mit dem gerade angekommenen, zweiten Franziskaner Micky Krauses „Ich war einsam wie ein altes Haus am See“ schon ein wenig wie Poesie klingt.

Dann ist es elf, und das heißt hier: Sperrstunde. Dieter packt zusammen und steuert Richtung Feierabendbier, die anderen strömen entweder hinaus oder herein. Die Jugend, also die Generation vor der Elterngeneration, sitzt im hinteren Ende der Kneipenmeile gen Hallenbad. Am weitesten von der Hauptstraße entfernt, darf die Musik hier auch am lautesten sein. Gerade: House. Hinter dem *Lupus* liefern Pizzaboten Kohlenhydrate an Heißhungrige. Rot gekleidete Mitzwanziger nehmen Bestellungen am Hauptquartier auf, steigen damit in die gleichfarbigen Autos und legen besonderen Wert darauf, möglichst lässig im Rückwärtsgang vor den Bars zu wenden. Autofahren scheint in Wolfsburg den gleichen Stellenwert zu besitzen wie in meiner Heimat Franken. Erinnerung an die Autofahrt zwei Stunden zuvor, mit diesem Jungen aus Kalifornien, Rufname Illaspit, angehender Rapper, Fotograf, Animationsfilmproduzent und auch sonst noch einiges vorhabendes Individuum, von dem ich im Wagen seines Freundes, einem Cabrio 90er Jahre Baujahr, also das Auto, zu einer kleinen Spritztour durch die Stadt eingeladen wurde. Laut im Stand aufdrehender Motor, geschnittene Kurven, teure Soundanlage und an jeder Ampel der Versuch, eine grüne Ampelphase lang stehen zu bleiben, bis das Hupen vom Hintermann nicht mehr ignoriert werden konnte. Dass ich auf jeden Fall über ihn schreiben müsse, er vom Beifahrersitz, das wäre nämlich ne ultrakrasse Story, also sein Leben, ich: ich kenn dich ja nicht, und Menschen erzählen viel, er noch irgendwas, was vom Gemenge aus Fahrtwind, Motorlärm und dem Drum and Bass aus der Anlage verschluckt wird, er: doch, auf jeden Fall, er müsse das ja wissen, denn er hätte das hautnah erlebt, also sein Leben, und dann wird es nicht wenig absurd. Reifen drehen auf, jetzt da wieder vorm *Lupus*, der Pizzabote schafft den Rückwärtsschlenker perfekt, und tatsächlich, die Blicke der vierfrisierten Frauengruppe am Nebentisch hat er sicher.

Ich bekomme zwei Shots ausgegeben, lehne natürlich nicht ab, das wäre ja unhöflich. Irgendeine Mischung mit Wodka und zwei weiteren Farben. Ich will mich revanchieren und gehe Richtung Glücksspielautomaten. Finden sich ja fast in jeder Bar mindestens zwei davon. Irgendwie muss man ja das Glück auch für die nüchtern Gebliebenen in die Welt bringen. Läuft gut bei mir, aus 1,60 werden 30, dann 70, irgendwann wieder 40 Euro. Am Nebenautomat wechselt die Belegschaft, das Spektrum reicht von lässig in den Sitz geflätzen

Altersgenossen und nach vorne gebuckelten älteren Semestern in Jogginganzügen. Für jeden von ihnen entscheidet sich hier wohl der weitere Verlauf des Abends auf seine eigene Weise. Ob die Flasche Wodka im Tao oder die Versöhnlichkeit im Ehebett. Ich jedenfalls kaufe Zigaretten, trinke noch eine Runde mit Patrick und seiner Freundin und mache mich auf den Heimweg.

Entzug

oder: Reality is so beautiful. When you can afford it

Museum, das ist Ausweg. Wartet davor Alltäglichkeit im Sinne der normiert gewohnten Realitätsgratbewanderung die Einkaufsstraße entlang, darf dort alles erwartet werden. Außen verlaufen weltliche Entscheidungen derart, sich zu überlegen, ob es der Bio-Lachs sein sollte oder doch der normale, aber dann doch noch mit einer Avocados obendrauf, ob man sich noch innerhalb der 6 Wochen Umtauschzeit befindet, in der das günstigere Brillenmodell bei Fielmann vorgezeigt werden kann oder die Ästhetik dieses Sommers nicht doch ein Fehler war. Im Museum dagegen helfen derartige Standards wenig. In der Haupthalle des Museums angekommen, lässt es Erwin Wurm mit dem vorangestellten Motto schon erahnen:

„Mein Werk handelt vom Drama der Belanglosigkeit der Existenz. Ob man sich ihr durch Philosophie oder durch eine Diät nähert, am Ende zieht man immer den Kürzeren.“

Allein im Museum, das ist immer ein wenig wie einen Traum zu begehen. Man sieht, viel unbewusst, und irgendwas bleibt hängen. Bei Erwin waren das: Kleine Männer in braun oder graumelierten Mänteln, mit Eimer über dem Kopf oder einem Kleiderschrank als Oberkörper, eine Bockwurst in lasziver daliegender Venusstellung, mit Wiener Würstchen als Arme und Beine, ein psychotisch gecrashter Mercedes (kein VW), puristisch, in Reih und Glied angeordnete Essiggurken, der Überlegung, als i-Pod reinkarniert zu werden, ein leerer Kasten, viel Glas um Luft und Nichts, dem Geständnis „Ich glaube an Dinge, von denen ich absolut keine Ahnung habe“, Kopf stehende, von der Decke hängende Tannenbäume und Doppelbetten, die in der Breite selbst für einen Menschen zu schmal wären.

Die hohen Decken des Museums verstärken die Verlorenheit der Raumbegehung zur geistig kategorialen zusätzlich noch einmal körperlich. Die erste halbe Stunde laufe ich so traumwandelnd umher, ab und zu Verstörung, ab und zu ein Lachen, das daran erinnert, wie Kafka beim Vorlesen seiner Texte gelacht haben muss und sich selbst nicht ganz versteht. Seltsamerweise muss ich an Dates denken. Dieser Augenblick, wenn die andere Person da

lacht und ich ihr instinktiv unterstelle, gerade nicht über den konkreten Moment, sondern über die Situation an sich zu lachen.

Ein Übereinander an Gedankenketten und einströmende Reize, das in meinen Kopf geworfen wird wie immer neue Farbe auf eine Leinwand, ohne einer einzigen Farbschicht die Zeit zum Trocknen zu geben. War der eine Gedanke angedacht, folgte der nächste; Konkretes verschwand wie das Individuum im Bienenstock; ein Wall aus in einer Reihe aufgestellten, gleichgeschalteten Ballmaschinen im gegenüberliegenden Spielfeld, die mir hochfrequentierte Schwärme von flirrenden Tennisbällen entgegen schossen. Ab und zu schiebt sich in dieser Traumwandelerei ein kleiner Freud dazwischen, der versucht, das Gesehene zu ordnen und mit Sinn zu überziehen. Vielleicht ist das das Paradoxe an Kunst: Der an die Wand geschriebene Satz von Wurm: „Ich verstehe den Künstler als jemanden, der sich mit nichts anderem beschäftigt, als der Welt Sinn zu entziehen.“ Und eben dennoch innerhalb dieses allumgebenden Entzugs Ordnungskategorien dafür finden zu wollen, wenn nicht gar eine Wahrheit, die umfassender ist als die Alltäglichkeit in Einkaufsstrassen, wo man nicht mit fremden Menschen spricht, außer man kauft etwas oder hat kein Feuer bei, und dann *ah, danke, hmm, will nicht, ach, doch, ja, schönen Tag noch*, der cleveren Manipulation von zeitloses Tageslicht durchfluteten, links verlaufenden Fahrstuhlmusik-Supermärkten (plus der Frage, warum das bei Discountern nicht so ist) und 20 Prozent auf alles, außer Tiernahrung. Vielleicht, denke ich mir, würde Werbung in Museen stehen, wenn sie nichts verkaufen würde und nicht überall wäre. Aber man weiß es nicht. Außer, dass ich gleich wieder dorthin zurück muss, denn in fünf Minuten schließe das Museum, wie mir auf sehr freundliche Weise mitgeteilt wird, als wüsste der Aufseher, was mich dort erwartet.

So schlendere ich Richtung Ausgang, einen letzten abstrakten Blick auf die Halle werfend und wünsche einen schönen Feierabend. Museum, das ist: man geht hinein, träumt und danach wieder hinaus, ist müde, und auch die Füße schmerzen ein wenig, aber irgendwie kommt einem danach alles ein wenig klarer vor, ohne dass man wirklich sagen könnte, was.